

Tara Haigh
Die Wiege der Hoffnung



Das Buch

Berlin 1935: Seit Generationen führt die Familie Rosenbaum eine Apotheke im Herzen der Hauptstadt und muss erleben, dass ihrer Tochter Luise als Jüdin der Zugang zum Pharmaziestudium verwehrt wird. Aber Luise, die heimlich in den jungen Italiener Emilio verliebt ist, träumt ohnehin von etwas anderem als der elterlichen Apotheke. Aus Liebe zur Malerei beginnt sie mit den Nazis zu kollaborieren, um Werke sogenannter entarteter Künstler zu retten und jüdischen Landsleuten zur Flucht zu verhelfen. Als sie schließlich selbst aus Deutschland fliehen muss, schlägt sie sich zusammen mit Emilio durch bis in seine Heimat Apulien – die Wiege der Hoffnung für viele Juden, die von dort aus versuchen, nach Palästina zu gelangen ...

Die Autorin

Tara Haigh schreibt seit vielen Jahren große TV-Unterhaltung und als Tessa Hennig Frauenromane mit Herz und Humor, die bereits erfolgreich verfilmt und alle Bestseller wurden. In ihren historischen Romanen erzählt sie spannende Liebesgeschichten an exotischen Sehnsuchtsorten, die mit viel Liebe zum Detail recherchiert sind und dabei Aspekte der Weltgeschichte aufgreifen, die weniger bekannt oder bisher kaum literarisch in Erscheinung getreten sind. Weitere Informationen unter www.tessa-hennig.de.

Tara Haigh

Die
Wiege der
Hoffnung

Roman



Deutsche Erstveröffentlichung bei
Tinte & Feder, Amazon Media EU S.à r.l.
38, avenue John F. Kennedy, L-1855 Luxembourg
November 2022
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2022
By Tara Haigh
All rights reserved.

Umschlaggestaltung: zero-media.net, München
Umschlagmotiv: © by Jbfotoblog/Getty; © afotostock/Shutterstock;
© Shelley Richmond/ArcAngel
1. Lektorat: Ute Köhler
2. Lektorat: Cathérine Fischer
Korrektorat: Manuela Tiller / DRSVS
Gedruckt durch:
Amazon Distribution GmbH, Amazonstraße 1, 04347 Leipzig /
Canon Deutschland Business Services GmbH, Ferdinand-Jühlke-Straße 7,
99095 Erfurt /
CPI books GmbH, Birkstraße 10, 25917 Leck

ISBN: 978-2-49671-281-0

www.tinte-feder.de

I
DIE KUNST DER
ANPASSUNG

KAPITEL 1

Berlin, Juni 1935

Herr Rotter erinnerte Luise nicht nur aufgrund seines Aussehens an Lehrer Lämpel aus den Max-und-Moritz-Geschichten. Sein erhobener Zeigefinger, der immer dann versteifte, wenn er etwas vermeintlich Wichtiges zu vermitteln versuchte, gehörte mit dazu. Weil ihm so ziemlich alles in Chemie und Naturbeschreibung wichtig erschien, bekam Luisens Klasse ihn im Fünfminutentakt zu sehen, ebenso die dann bedeutsam weit geöffneten Augen, die durch die dicken Gläser seiner Nickelbrille gleich noch bedrohlicher wirkten.

So hatte jede Lehrkraft an der Wilmersdorfer Hindenburgschule, die sich offiziell Oberrealschule am Hindenburgpark nannte, seine Eigenarten, über die man sich täglich aufs Neue belustigen konnte. Die direkt am Fennsee gelegene Schule mit getrennten Klassen für Mädchen und Jungen hatte Luisens Vater für sie und ihren Bruder Hannes ausgesucht. Nicht weil sie in einer der schönsten Ecken Berlins oder unweit des Elternhauses lag, sondern weil dort im Gegensatz zu einem humanistischen oder Realgymnasium ein besonderer Schwerpunkt auf die Chemie gelegt wurde.

Luises Vater war nämlich jahrelang davon ausgegangen, dass sie und Hannes die seit Generationen in Familienhand befindliche Rosenbaum-Apotheke eines Tages weiterführen würden – ein Trugschluss, wie ihm mittlerweile klar sein dürfte. Luise war das recht, denn wer hatte schon Lust darauf, sich mit Altgriechisch oder zu viel Mathematik und Physik herumzuplagen? Englisch und Französisch erschienen ihr wichtiger. Vor allem Letzteres, da dies die Basis schuf, um sich die Sprache der schönen Künste, des Italienischen, selbst anzueignen, denn das Fach gab es an der Schule leider nicht.

Wer davon träumte, eines Tages Italien zu erkunden und vielleicht sogar dort zu studieren, der bereitete sich besser frühzeitig darauf vor. Fächer wie die Naturbeschreibung gehörten allerdings auch zu Luises Steckenpferden. Es bereitete ihr keine Mühe, den Schulstoff zu behalten, den Herr Rotter allzu gern abfragte, wenn am Ende der Stunde noch etwas Zeit blieb. Sein Blick schweifte dann unruhig wie der eines Habichts auf Beutezug über die Klasse. Er suchte sich ein Opfer. Naturgemäß duckten sich dann alle. Die einen starrten auf die Schulbank, die anderen versanken förmlich in ihren Heften, deren Inhalt sie sonst eher nicht interessierte.

»Was versteht man unter einer Mitose?«, fragte er in die Klasse. Seine Fingerspitze schnellte auf Minna zu, die daraufhin kreidebleich wurde. Für Rotter war das wohl ein Schuldeingeständnis, es nicht zu wissen.

»Minna?«

Die Augen ihrer sommersprossigen Mitschülerin waren schreckensgeweitet, der Kopf hochrot. Sie brachte keinen Ton heraus.

»Das haben wir erst gestern gelernt. Du warst doch anwesend. Zumindest körperlich.«

»Ich musste gestern ...« Minnas Versuch einer Rechtfertigung scheiterte kläglich.

»Papperlapapp. An den See fahren, weil das Wetter so schön war? Eure faulen Ausreden kenne ich doch.«

Zwangsläufig mussten einige von Luises Mitschülerinnen lachen, denn sie wussten, dass Herr Rotter damit recht hatte.

»Elfriede?«

Minnas desolater Zustand übertrug sich auf Rotters nächste Beute. Die zierliche Elfriede versuchte erst gar nicht, sich herauszureden, denn der Sonnenbrand in ihrem Gesicht, insbesondere die knallrote Nase, waren ein Offenbarungseid.

»Aha«, kommentierte Rotter. Schon lag sein stechender Blick auf Luises Tischnachbarin, der guten Gerda, von der Luise annahm, dass auch sie sich nicht eingehend mit der Mitose beschäftigt hatte. Sie hatte den gestrigen heißen Tag am Wannsee verbracht – *das* Klassengespräch in der zweiten Pause. Luise mochte Gerda, weil sie immer zuvorkommend, hilfsbereit und eine gute Seele war. Rotter hatte sie am ersten Schultag für Luises Zwillingsschwester gehalten. Sie sahen sich auch ähnlich. Beide blauäugig, beide schulterlanges blondes lockiges Haar und feine Gesichtszüge.

»Gerda. Mitose?«

Gerdas Blick war starr auf den tickenden Zeiger der Uhr über der Tür gerichtet. Kein Zweifel. Sie wusste es auch nicht. Luises Bauchrednerkünste waren wieder einmal gefragt. Wie das ging, hatte sie vor einem Jahr im Zirkus gesehen: Mund zu einem unverbindlichen Lächeln öffnen, Zähne zusammenpressen und dann leise Säuseln – sofern Rotter wie üblich vor seinem Pult stehen blieb und es dann wahrscheinlich nicht hören konnte. Er tat es.

»Zellteilung«, presste sich Luise mit kaum vernehmbarer Fistelstimme heraus. Gerda hatte es wohl gehört, denn sie wippte weder unentwegt mit den Beinen noch krallte sie sich an ihrem Griffelkasten fest.

»Zellteilung«, gab sie dann von sich, was Rotter sichtlich irritierte.

»Und weiter?«

Schon fingen Gerdas Beine aufs Neue an zu wippen. Rotter ging auf sie zu und baute sich vor ihr auf. Das versiegelte nun auch Luises Lippen.

»Wart ihr etwa alle am Wannsee, anstatt zu lernen?«

»Luise weiß es«, kam dann von Minna, woraufhin die halbe Klasse feixte.

»Nun gut. Luise. Erkläre deinen vergnügungssüchtigen Klassenkameradinnen, was eine Mitose ist.«

»Luise war gestern auch am Wannsee«, warf Minna zur Belustigung der Klasse ein. Damit hatte Minna recht, aber nur für eine Stunde.

»Sie kann es sich auch leisten«, stellte Rotter an die Klasse gerichtet fest.

»Unter Mitose versteht man die Teilung des Zellkerns. Dabei entstehen zwei Tochterkerne mit gleicher genetischer Information.«

Rotter ließ seinen Blick erneut durch die Klasse schweifen – vorwurfsvoll und dennoch etwas gelangweilt.

In den Augen der anderen stand *Apothekertochter* geschrieben – klar, dass die so etwas wusste.

Der erlösende Gong beendete das Spektakel und schüttelte die Lähmung von Luises Mitschülerinnen ab.

Herr Rotter setzte dennoch in schroffem Tonfall nach: »Morgen gibt's dafür Noten und wehe ihr wisst nicht, was wir heute gelernt haben.«

Vermutlich blieb es im allgemeinen Gebrabbel und dem Lärm, den alle beim Einpacken ihrer Bücher und Griffelkästen machten, ungehört.

Luise war klar, dass Minna sich nach Rotters Stunde wie so oft über die Sinnlosigkeit der Schule mokieren würde.

»Wozu muss ich wissen, was eine Mitose ist?«, klagte sie auf dem Pausenhof, auf dem sich Schüler und Schülerinnen aller Klassen tummelten, ihre Pausenbrote verzehrten und sich so laut unterhielten, dass man sich nur mit erhobener Stimme gegen das Gewirr aus Gelächter, Geplärre, Gejohle und hitzigen Diskussionen Gehör verschaffen konnte.

»Allgemeinbildung«, klärte Luise sie auf. Damit erntete sie von einigen ihrer Schulkameradinnen, die das Gespräch mitbekommen hatten, verstörte Blicke.

»Für eine Apothekerin vielleicht«, gab Minna zurück.

»Ich bin keine Apothekerin und ich werde auch keine«, stellte Luise klar. Anscheinend war das bei Minna noch nicht angekommen. Ein Umstand, der Luise aber nicht überraschte, denn Minna war niemand, der unbedingt die Gesellschaft einer jüdischen Mitschülerin suchte. Eigentlich war nur ihre Tischnachbarin Gerda so etwas wie eine Freundin im weitesten Sinne, wobei diese Freundschaft nicht über schulische Aktivitäten hinausging. Die anderen respektierten oder bewunderten sie. Und wer Mitschülerinnen bei den Hausaufgaben half, insbesondere in Mathematik, den hielt man sich warm.

»Gib's zu. Dir wäre es lieber, wenn wir Hauswirtschaft hätten und du Kochrezepte lernen würdest, damit du eines Tages deine Frau am Herd stehst.« Gerda sprach aus, was Luise sich insgeheim dachte.

»Das ist wenigstens etwas Nützliches im Leben«, sagte Minna mit nach Zustimmung heischendem Blick in die Runde.

»Wenn man sich einen gescheiten Mann angeln will«, überlegte Elfriede laut.

»Am besten einen reichen«, setzte Minna nach.

Luise war klar, dass sie auch damit Zustimmung ernten würde. Die meisten dachten so. Während sie ihr mit Käse belegtes Brot auswickelte, überlegte sie, dass sie sich aufgrund ihrer Erziehung, vor allem mütterlicherseits, das Gleiche wünschen

müsste. Am besten noch einen Mann, der Pharmazie studierte und ebenfalls Jude war. Dass eine Frau einen »gescheiterten Mann« zu heiraten hatte, war wohl eines der Dinge, die das Christenvolk und die Juden miteinander verband.

»Wo ist eigentlich Christel?«, wollte Minna aus heiterem Himmel wissen.

»Ich glaub, die ist krank«, meinte Gerda. Doch da täuschte sie sich.

»Die ist nach Amerika ausgewandert.« Luise wusste es von ihrem Onkel, denn Christels Vater hatte ihm eines seiner wertvollen Gemälde und das Tafelsilber verkauft.

»Da schau an«, kommentierte Minna. Vermutlich wusste sie nicht, dass Christel eine Halbjüdin war und ihre Familie sich ein besseres Leben bei ihrer bereits vor einem Jahr ausgewanderten Verwandtschaft versprach.

»Und Helga ist doch mit ihren Eltern nach Frankreich gegangen«, erinnerte Gerda sich.

Seit gut eineinhalb Jahren hatten einige Mädchen aus ihrer Klasse die Schule verlassen, deren Geschwister kurz vor der Einschulung gestanden hatten. Luises Mutter glaubte zu wissen, warum. Angeblich lag das am Gesetz gegen die Überfüllung deutscher Schulen und Hochschulen, das Hitler 1933 erlassen hatte. Dazu gehörte die Rassenzugehörigkeit als Aufnahmekriterium. Wer bereits an einer Schule oder Universität war, der durfte bleiben – vorerst. Deutsche jüdischen Glaubens ja sowieso. Davon war wiederum ihr Vater überzeugt. Jude war ja nicht gleich Jude – seine Worte.

»Die war jüdisch, oder?«, unkte Minna, als ob sie Luises Gedanken gelesen hätte. »Mein Vater sagt, dass Juden hier unerwünscht sind«, fuhr sie fort.

»Das ist doch nur Gerede. Also unsere Luise ist hier jedenfalls nicht unerwünscht«, sagte Gerda und legte demonstrativ ihren Arm um sie.

Was für eine schöne Geste. Auch die anderen, die ihre Unterhaltung mitbekommen hatten, nickten – bis auf Minna. Sie tat es zögerlich und zuckte dabei die Schultern.

»Heut spielen die Jungs. Um halb drei auf dem Sportplatz?«, schlug Gerda vor. Sie erntete dafür ebenfalls einhelliges Nicken. Diesmal sogar seitens Minna.

Luise wusste genau, warum sie den Jungs so gern beim Fußball zusah. Den Anblick von trainierten Burschen mit strammen Waden wollte sie sich nicht entgehen lassen. Und dass sie Hannes, Luises Bruder, schöne Augen machte, das wusste sie auch.

Hannes auf dem Fußballplatz unweit der Schule spielen zu sehen, war auch für Luise, die sich gar nicht so sehr für den Nationalsport der Deutschen interessierte, eine Augenweide. Er spielte gut und schnappte sich Bälle, die sie längst hinter der weißen Linie oder im Zweikampf als verloren glaubte. Ihr Bruder war ein blonder Hüne, der schon aufgrund seines kräftigen Körperbaus dem Gegner, sprich den Spielern der Parallelklasse, den Schneid abkaufte. Einmal in Ballbesitz, stürmte er unaufhaltsam in die gegnerische Hälfte.

Luise war stolz auf ihn und feuerte Hannes genau wie Minna, Gerda und Elfriede an. Er war beliebt beim Weibsvolk, wie man so schön sagte. Bei den Lehrern eher weniger, denn seine Zensuren ließen zu wünschen übrig. Nur beim Deutschlehrer hatte er einen Stein im Brett – demzufolge Hannes' bestes Fach, was aber sicher daran lag, dass sich ihr Bruder auch für die Schauspielerei interessierte und auf der Schulbühne mindestens so glänzte wie auf dem Fußballplatz. Solange jemand Tore schoss und sich für die Nachwuchsjugend von Herta empfahl, kümmerte es anscheinend keinen, dass er Jude war. Jemand, der arisch aussah, hatte sowieso nichts zu befürchten, zumindest sah das ihr Vater so. Sein hartnäckigster Gegner

war auch kein Deutschblütiger, sondern ein Italiener. Emilio Loiodice hieß das einen Kopf kleinere Wiesel. Und wie flink der war. Hannes konnte rennen und um jeden Ball kämpfen. Das Wiesel hingegen spielte mit Köpfchen und verfügte über großes Ballgeschick. Spannender konnten Duelle, eigentlich schon verbissene Zweikämpfe um das runde Leder, kaum sein. Damit konnte Emilio Hannes zur Weißglut treiben. Auch der schnittige Italiener war bei den Mädchen sehr beliebt, zugegebenermaßen auch bei Luise. Der Kerl war so gut gebaut wie der David in Florenz. Braune Augen und ein sonnengebräunter Teint, der ihm den Hauch von Exotik inmitten der Weißhäutigen verlieh. Sein Deutsch hatte auch nach zwei Jahren noch immer diesen charmanten südländischen Akzent. Soviel Luise wusste, führte sein Vater einen Importhandel am Prenzlauer Berg – im Armenviertel. Wer so gut Fußball spielte, der fand allerdings auch hier an der Schule seinen Platz. Seinetwegen standen die Mädels alle auf Höhe des Elfmeterpunktes vor dem linken Tor. Dort bekam man den Italiener zwangsläufig am häufigsten aus der Nähe zu sehen.

»Der Emilio. Der spielt wie ein junger Gott«, schwärmte Gerda, die ebenfalls ein Auge auf ihn geworfen hatte.

»Du willst dich doch nicht ernsthaft mit diesem italienischen Lumpenpack abgeben«, sagte Minna, ohne ihren Blick von Emilio abzuwenden.

Vermutlich nahm sie sich gerade selbst ins Gericht. Luise hielt das Geplapper jedenfalls nicht davon ab, weiterhin für ihn zu schwärmen. Träumen war schließlich erlaubt, doch damit war jetzt Schluss. Emilio hatte es kurz vor der Mittellinie erneut fertiggebracht, Hannes den Ball abzuluxsen. Es war höchst irritierend, wenn gefühlt plötzlich zwei Herzen in einer Brust schlugen. Eines für ihren Bruder. Eines für Emilio.

»Hannes ... Hannes ...«, kam von allen Seiten, den Jungs am Spielfeldrand, aber auch von den Mädels. Es half diesmal

nichts, denn das runde Leder schien nun förmlich an Emilios Schuhen zu kleben. Er löste sich von Hannes, trickste zwei weitere gegnerische Spieler aus und dribbelte in Windeseile auf das gegnerische Tor zu. In Sachen Geschwindigkeit konnte Hannes allerdings mithalten. Er holte ihn kurz vor dem Elfer ein. Mit fairen Mitteln war der Italiener jedoch nicht mehr zu stoppen. Emilio fing sich ein böses Foul ein und ging nach Hannes' gestrecktem Bein wie ein gefällter Baum zu Boden. Wen Emilio mit »pezzo di merda« meinte, wusste jeder. Dass dieser Fluch, den er mit schmerzverzerrtem Gesicht auf dem Rasen liegend ausgestoßen hatte, so viel wie »Drecksack« hieß, wussten vermutlich nur die wenigsten.

Hoffentlich hatte Emilio sich nicht ernsthaft verletzt. Anscheinend nicht! Schneller als gedacht war er wieder auf den Beinen, um den gegen Hannes' Mannschaft verhängten Freistoß auch noch gleich selbst auszuführen.

Hannes' großes Körpervolumen eignete sich bestens für eine Mauer vor dem Tor. Er gesellte sich daher zu den vier anderen Jungs und stellte sich in deren Mitte.

Emilio nahm Anlauf.

Luise traute ihm zu, dass er den Ball trickreich über die Mauer ins Tor hieven würde, doch da täuschte sie sich. Der Ball landete mit voller Wucht an genau der Stelle zwischen Hannes' Beinen, die sich Spieler in der Mauer beim Ausführen eines Freistoßes normalerweise mit den Händen schützten. Das tat sicher weh. Hannes war hart im Nehmen, doch diesmal sackte er erst auf die Knie und dann bäuchlings auf den Rasen, wo er sich auf den Rücken wälzte und seine Weichteile hielt. Den abgeprallten Ball schoss ein Junge aus seiner Mannschaft ins Aus. Hannes kostete es große Mühe, sich aufzurichten. Ein Mitspieler half ihm hoch. Ihr Bruder stützte seine Hände auf die Oberschenkel und brauchte in gebückter Körperhaltung erst ein paar kräftigende Atemzüge, um sich gänzlich aufzurichten.

Einer stand schon zum Einwurf und somit zur Fortsetzung des Spiels bereit. Das hielt Hannes aber nicht davon ab, im Stechschritt zu Emilio zu eilen und sich vor ihm aufzubauen.

»Das war Absicht!«, fuhr er ihn an.

Luise hatte sich diese Frage auch gestellt, denn Emilio war für seine Treffsicherheit bekannt.

Emilio zuckte die Unschuld vom Lande mimend die Schultern, was Hannes offensichtlich zur Weißglut trieb. Schon fing Emilio sich einen Stoß gegen seine Brust ein. Hannes setzte trotz der nicht zu überhörenden Trillerpfeife von Hoffmann, ihrem Trainer, nach. Emilio wich seinem Angriff geschickt aus. Hannes' Schlag ging somit ins Leere. Er verlor dabei das Gleichgewicht und stolperte ungeschickt über den Rasen.

»Ich sag ja. Italienisches Lumpenpack«, kommentierte Minna das Spektakel mit erboster Miene.

Luise hoffte, dass Hannes nach dem zweiten Pfiff des Trainers nun Ruhe gab. Sie kannte seinen Jähzorn. Er war kein guter Verlierer. Und das bewies er prompt. Emilio war schon dabei, zurück zu den Seinen zu gehen, da packte Hannes ihn von hinten und riss ihn brutal zu Boden. Er ging wie ein Verrückter auf ihn los und schlug ihm sogar ins Gesicht. Emilio hielt sich das linke Auge.

»Hannes!«, gellte Luise. Das ging nun aber wirklich zu weit.

Hoffmann stürzte von der Trainerbank herbei, während ein Junge aus Emilios Mannschaft Hannes von Emilio wegzernte und sich dann schützend vor ihn stellte.

»Du dreckiger Jud«, schleuderte Emilios Mitspieler Hannes entgegen. Dann reichte er Emilio die Hand, um ihm aufzuhelfen.

»Lass ihn«, sagte Emilio, als er auf die Beine kam. Er versuchte, seinen aufgebrachten Kumpel von Hannes wegzuziehen, doch der rührte sich nicht vom Fleck.

Luise hoffte inständig, dass die Situation nicht weiter eskalierte. Ihre Hände waren bereits schweißnass. Ihr Herz schlug bis zum Hals.

»Ich bin Deutscher«, herrschte Hannes den Gegenspieler an.

»Ein Deutscher willst du sein? Hab dich doch beim Duschen gesehen mit deinem beschnittenen Pimmel. Für einen Deutschen fehlt dir was vom besten Stück.«

Luise hatte damit gerechnet, dass Hannes wie ein wilder Stier auf ihn losgehen würde. Stattdessen stand ihr Bruder da wie ein geprügelter Hund.

Nun lachten fast alle. Nur Emilio nicht, was Luise ihm hoch anrechnete.

Hoffmann erreichte die beiden Streithähne und schritt beherzt ein. »Jetzt reicht es! So etwas will ich hier nie wieder hören.«

Emilio fasste sich erneut ans Auge. Dort musste Hannes ihn böse erwischt haben.

»Zeig mal her«, verlangte Hoffmann.

»Halb so schlimm«, sagte Emilio.

»Entschuldige dich bei Emilio!«, forderte Hoffmann Luisens Bruder auf. Dem schien das äußerst schwerzufallen.

»Jetzt. Auf der Stelle!«

»Entschuldigung!« Das klang für Luise nicht so, als wäre es von Herzen gekommen.

»Das war aber auch wirklich gemein.« Gerda traf es auf den Punkt. Sie war auch eine der wenigen gewesen, die Hannes nicht ausgelacht hatte.

Emilio trat zu Luisens Überraschung vor und reichte Hannes die Hand.

»War nicht mit Absicht vorhin. Wollte dich nicht treffen. Hab einfach wütend auf den Ball gedroschen. Bitte glaub mir«, erklärte Emilio.

Hannes stand noch immer reglos da. Seinen Blick ins Nirgendwo jenseits des Spielfeldes gerichtet.

»Hannes. Er meint es ehrlich. Jetzt reicht euch schon die Hände«, forderte Hoffmann ihn auf. Aber erst, als der Trainer in einer kameradschaftlichen Geste seine Hand auf Hannes' Schulter legte, fuhr wieder Leben in ihren Bruder.

Hannes kam Hoffmanns Aufforderung nach. Emilio wirkte erleichtert und schenkte Hannes ein aufmunterndes Lächeln. Sehr zum Missfallen des Spielers, der ihren Bruder vor allen bloßgestellt hatte.

»Und jetzt wird weitergespielt. Anständig, wie sich das beim deutschen Fußball gehört. Mit Herz, Einsatz und Verstand. Wer das ignoriert, fliegt vom Platz. Habe ich mich klar ausgedrückt?«, wettete Hoffmann.

Offensichtlich hatte das jeder verstanden, denn die Jungs nickten und brachten sich zum bevorstehenden Einwurf vom Spielfeldrand in Position. Hannes ebenso. Ihre Blicke begegneten sich nur kurz. Luise erschrak darüber, wie viel Leid sie in seinen Augen las.

Luise konnte sich nicht daran erinnern, ihren Bruder jemals in einer derart desolaten Gemütsverfassung erlebt zu haben. Auf dem Weg nach Hause war er eine Zeit lang stumm und in sich gekehrt neben ihr hergelaufen, den Blick auf das Trottoir gerichtet. Sie konnte sich denken, was nach dem Vorfall auf dem Sportplatz in ihm vorging, und suchte die ganze Zeit nach tröstenden Worten, doch fürchtete, dass er jede noch so gut gemeinte Bemerkung in den falschen Hals bekommen würde und sich sein gegenwärtiger Zustand verschlimmern könnte. Was sollte es schon bringen, ihm zu versichern, dass die Bemerkung des gegnerischen Spielers gemein gewesen sei? Ein schwacher Trost. Wäre es hilfreich, ihn daran zu erinnern, dass Millionen Muslime ebenfalls beschnitten waren?

Das würde ihn sicher ebenso wenig aufbauen, denn genau wie Vater sah er auf sie herab. Ihn auf die gleiche Stufe zu stellen, zöge sein Selbstwertgefühl nur noch tiefer in den Keller. Vielleicht, dass eine Beschneidung ihn in ihrem Glauben erst zum Mann machte? Das wusste er selbst. Nur lebten sie nun mal nicht in Palästina. Rein faktisch fehlte ihm ein Stück des Naturgegebenen. Das ließ sich nicht negieren. Eine traumatische Erfahrung dieser Art, die Bloßstellung und die Erfahrung, von so vielen ausgelacht worden zu sein, ließ sich auch nicht von jetzt auf gleich vom Tisch wischen. Was könnte ihm Halt geben? Dass er stolz darauf sein konnte, Jude zu sein? Mutter würde ihm das so sagen. Luises Gedanken drehten sich auf der Suche nach passenden Worten im Kreis.

Hannes brach sein Schweigen überraschenderweise kurz bevor sie in die heimatliche Straße bogen. »Wenn ich doch nur ein richtiger Deutscher wär.«

Es klang nach Selbstmitleid und zugleich nach einer Anklage, die er gegen das Schicksal erhob. »Du bist ein richtiger Deutscher.« Das wiederum würde Vater ihm so sagen.

»Ein Jud bin ich. Genau wie du.« Es klang abfällig und voller Hass.

»Hannes. Was macht denn einen Juden aus? Nur weil sich unser Glaube von dem eines Christen unterscheidet? Was ist mit Atheisten? Mit Buddhisten? Die glauben ja noch nicht einmal an Gott. Ist doch egal, wen oder was man anbetet.«

»Ich bet ja noch nicht mal jemanden an.«

»Doch. Tust du. Deine Fußballhelden. Busch, Stubb, Heidemann, Rasselberger.« Mehr seiner Vorbilder fielen ihr gerade nicht ein.

»Rasselberg! Josef Rasselberg«, korrigierte Hannes sie. Dabei hellte sich seine Miene für einen Moment auf. Luise hoffte auf seine üblichen unerträglichen Vorträge über diese Spieler und was sie alles für den deutschen Fußball geleistet

hätten. Stattdessen setzte sich ihr Schweigemarsch fort, was sich für Luise aber gar nicht mehr so belastend anfühlte. Kein Mucks von Hannes, bis sie am Fotoladen in ihrer Straße vorbeikamen, dessen Schaufenster ein gerahmtes Foto von Hitler zierte. Luise hatte sofort die kehlige Stimme des Führers aus dem Radio im Ohr, mal sanft, schmeichelnd oder gar flehend, mal beschwörend bis hin zu ekstatischer Wut.

Hannes blieb vor dem Laden stehen.

»Man darf nur noch den Führer anbeten. Alle beten ihn an. Der neue Gott«, stellte Hannes in sarkastischem Tonfall fest.

Dennoch glaubte Luise, einen Hauch von Bewunderung herauszuhören. Sie hingegen würdigte das Foto keines weiteren Blickes. Sein Konterfei mit demselben Motiv, der uniformierte Führer in kämpferischer Pose mit erhobenem Haupt und diesem eiskalten Blick, zierte sowieso jeden zweiten Laden. Auch Amtsstuben und Gaststätten waren voll davon. Ein Bild von ihm durfte auch in keinem deutschen Haushalt fehlen.

»Hat ja viel für das Land getan«, sinnierte er, allerdings wenig überzeugend. Letztlich plapperte er doch nur Vaters Lobeshymnen auf den Führer nach, denen man leider in vielerlei Hinsicht noch nicht einmal widersprechen konnte. Vaters Erzählungen aus der Zeit der Weimarer Republik mit all ihren Krisen, dem Niedergang der Börse, Millionen von Arbeitslosen und der grassierenden Armut standen im krassen Gegensatz zum Leben heute. Es ging wirtschaftlich aufwärts. Nur das zählte für ihn unterm Strich.

»Vater sieht das ja genauso«, kam prompt.

»Und warum lässt man die Juden dann nicht in Ruhe? Wenn es allen doch so gut geht? Leute wie Vater tragen doch auch zum Wohlstand bei.«

Hannes zuckte ratlos die Schultern. Sein Blick klebte förmlich an der Fotografie.

Luise hingegen besah sich den Laden des jüdischen Gewürzhändlers daneben. Er hatte nicht an den neuen Gott geglaubt. Sein Geschäft gab es seit gut einem halben Jahr nicht mehr, die leer geräumte Auslage und das Schaufenster waren mittlerweile so verstaubt, dass man die darauf angebrachte Inschrift »Gewürzhandel Rubinstein« nicht mehr lesen konnte. »Es kauft sowieso niemand mehr bei mir«, hatte Rubinstein ihr kurz vor Geschäftsaufgabe gesagt. Luise war bei ihm regelmäßig nach der Schule eingekehrt, um sich kandierte Lakritze zu kaufen. Er war nicht der Einzige, der bankrottgegangen war. Während sie schweigend weitergingen, erinnerte sich Luise an den ersten April vor zwei Jahren. Sie hatte es zunächst für einen schlechten Aprilscherz gehalten. »Deutsche! Wehrt Euch! Kauft nicht bei Juden!«, hatte es auf einmal geheißen. Geschrieben auf Pappschilder, die Menschen um den Hals gebunden trugen, auf Plakaten, mit denen Hitlers Schergen die Schaufenster von Läden beklebt hatten – auch das von Rubinstein. Gehässige Pappnasen überall in der Stadt. Die Aufschrift »Jude« und den Judenstern hatten sie auf die Scheiben geschmiert. Vom »ewigen Schmarotzertum« war die Rede gewesen und vom »ewigen Juden«. Was für ein schrecklicher Tag. Seither boykottierten nicht wenige Deutsche jüdische Geschäfte, Rechtsanwälte und darüber hinaus auch Ärzte. Die SA hatte damals ihre Kunden sogar daran hindern wollen, die Apotheke zu betreten, aber Vater hatte ihnen den Marsch geblasen. Stammkundschaft ebenso. Zu der gehörten schließlich auch Angehörige der SA. Ihr Schaufenster hatten sie trotzdem mit »Jude raus« beschmiert. Das war schnell abgewaschen gewesen und die Kundschaft ihnen trotzdem treu geblieben.

»Was ist? Du sagst ja gar nichts mehr«, hakte Hannes verwundert nach, bevor sie das Elternhaus erreichten.

Luise zuckte nur die Achseln und versuchte, sich mit Vaters Worten zu beruhigen, dass sich der Hass letztlich nur

gegen die Ostjuden richtete, weil sie sich nicht den deutschen Gepflogenheiten anpassten. Deutsche jüdischen Glaubens hätten nichts zu befürchten. Dass ihre Apotheke immer noch florierende und sich derartige massive Ausschreitungen wie an jenem Tag im April 1933 bislang nicht wiederholt hatten, sprach dafür.

Hannes sperrte die Haustür unmittelbar neben ihrem Laden auf und begab sich gleich nach oben in die elterliche Wohnung, die im ersten Stock über ihrer Apotheke lag. Er hatte ihr noch die Tür aufgehalten, doch Luise wollte heute erst in den Laden schauen, aber nicht, um wie an manchen Tagen ihren Eltern zu helfen, Lieferungen sorgsam in die Schränke zu räumen und sie in die Bestandslisten einzutragen. Ihr war nach aufmunternder Gesellschaft. Luise suchte auch nach einer Bestätigung, dass das Leben letztlich doch seinen normalen Gang ging. Eine kluge Entscheidung, denn kaum einen Fuß in die Apotheke gesetzt, verflüchtigten sich die düsteren Erinnerungen an den *Aprilscherz*, die heute ungewohnt lange nachgehallt hatten. Am Tresen standen fünf Kunden, darunter ein SA-Offizier Mitte vierzig, allerdings in Zivil. Walter Schacher ließ nichts über ihre Familie kommen, was sicherlich auch daran lag, dass Vater für seine Stammkundschaft Tag und Nacht Spalier stand. An der Kasse nahm Mutter sich Zeit für einen kleinen Plausch mit ihm. Ihr Lächeln kam von Herzen, obwohl sie um die Bedeutung von wohlwollenden Gönnern in diesen schwierigen Zeiten wusste. Nicht für jeden Kunden hatte sie eines dieser Art übrig. Normalerweise gab sie sich eher seriös und etwas verschlossen. Die meisten nahmen sie wohl als eine gewissenhafte und ernsthafte Person wahr. Ihr zum Dutt gebundenes ergrautes Haar verstärkte diesen Eindruck noch. Mutters Sorgenfalten, die sich in den letzten Jahren tiefer in ihre Stirn gegraben hatten, ebenfalls.

Vater hingegen hielt wieder einen seiner üblichen Vorträge. Er sah sowieso schon aus, wie man sich einen Universitätsprofessor vorstellte, und war auch jenseits des Verkaufstresens eine sehr seriöse Erscheinung. Graues, nach hinten gestriegeltes Haar, eine Nickelbrille auf der Nase und stets in gestärkt und perfekt gebügelmtem weißem Kittel zu Diensten. Wenn er jemandem die Wirkungsweise eines Heilmittels oder Medikaments erklärte, hörten meist auch Kunden, die auf Bedienung warteten, aufmerksam zu. Die Apotheke wurde dann zum kleinen Hörsaal, der aus einem wuchtigen langen Holztresen sowie dahinter liegenden Wandschränken mit unzähligen Schubladen und Regalen bestand. Darin standen mit allerlei Substanzen gefüllte braune Glas- und weiße Keramikbehälter, die mit handbeschriebenen Etiketten versehen waren. Zwei wuchtige Messingwaagen krönten links und rechts den Tresen – eine echte Zierde und Ton in Ton zum goldfarbenen Kronleuchter, der allerdings eher zu einem Fünfsternhotel passte, dem Verkaufsraum aber auch an trüben Tagen helles Licht spendete.

»Guten Tag, Fräulein Rosenbaum.«

Luise erwiderte Herrn Schachers Gruß. Er kannte sie von Kindesbeinen an.

»Was macht die Schule?«

»Alles bestens.«

»Na, dann wird die Rosenbaum-Apotheke ja eines Tages eine würdige Nachfolgerin haben«, sagte er. Das riss Vater glatt aus seinem Vortrag über die Heilkraft der Myrte und ihrer Wirkung gegen innere entzündliche Prozesse. Ihre Mutter hingegen rang sich genau wie Luise ein unverbindliches Lächeln ab.

»Ich wünsche allseits einen schönen Tag.«

Luise war froh, dass er ging und nicht weiter nachhakte.

Von ihrem Vater erntete sie einen betäubten Blick, doch die Fortsetzung seines Vortrags war ihm dann wohl doch wichtiger.

Neue Kundschaft betrat den Laden. Auch diesen Mann kannte Luise. Herr Svenson, ein Mann mit Geheimratsecken, der stets etwas gehetzt wirkte. Das war auch kein Wunder, denn sie wusste, weshalb er sie regelmäßig aufsuchte.

»Luise. So ein hübsches junges Mädel. Da möchte man noch einmal jung sein«, sagte er.

Was, außer erneut unverbindlich zu lächeln, blieb einer jungen Frau übrig, die so ein Kompliment bekam?

Wie üblich hatte er ein in Zeitungspapier eingewickelttes Bündel bei sich, das er sogleich ihrer Mutter reichte. Luise wusste nun, was es heute Abend zum Essen geben würde. Ausnahmsweise wieder Fleisch, aber nicht irgendeines, sondern geschächtet und kosher. Leckeres Hühnchen aus Dänemark. Die Berliner Kühlhäuser hatten schon lange keines mehr.

»Wie geht's, wie steht's?«, wollte Svenson von ihrer Mutter wissen.

»Kann nicht klagen«, gab sie zurück.

Das Geld für die Lieferung holte sie nicht aus der Ladenkasse. Sie kramte einen Umschlag unter dem Tresen hervor.

»Ich komme gleich«, versicherte sie einer älteren Kundin, die bereits vor dem Dänen im Laden gewesen war und am Tresen auf Bedienung wartete. Ihr vorwurfsvoller Blick war berechtigt. Dementsprechend kurz fasste Mutter sich bei Svenson.

»Und wie geht es Ihnen?«, wollte sie dann doch wissen.

»Bestens. Sehr beschäftigt. Kann wohl erst nächste Woche wiederkommen«, sagte er. Luise wusste, was er damit meinte – die neue Lieferung.

Mutter nickte und reichte ihm den Umschlag mit dem Geld für das Geflügel.

Luise räumte sich in dem Moment ein, dass sie bei Fleischgerichten hinsichtlich der Art der Schlachtung keinen Unterschied schmeckte, aber Mutter bestand darauf, kosher zu

essen. Vater hatte nichts dagegen und Hannes aß so ziemlich alles, was er in die Finger bekam.

»Kannst du das nach oben bringen?«, bat ihre Mutter sie.

Luise nickte und nahm Svensons Bündel entgegen.

»Bis nächste Woche.« Mutters Abschied fiel knapp aus.

Svenson nickte, ließ den Umschlag in der Innentasche seines Anzugs verschwinden und verließ den Laden. Ihre Mutter eilte zur ungeduldigen Kundin, die ihr die Arzneimittelverordnung ihres Arztes bereits entgegenhielt.

Luise ging hinter den Tresen und verließ den Laden über die Wendeltreppe vom angrenzenden Lager, die in den ersten Stock führte. Dass sich für sie und ihre Familie eigentlich gar nicht so viel geändert hatte – sah man davon ab, dass sie nun Fleisch aus Dänemark teuer bezahlen mussten –, hinterließ ein beruhigendes Gefühl.

Fein geschnittene und zuvor in Speiseöl leicht geröstete Zwiebelstreifen garten bereits seit einer Dreiviertelstunde in Gesellschaft von zwei halbierten Knoblauchzehen, Paprika sowie mit Salz und Pfeffer gewürzten Hähnchenkeulen in einem mit gut drei Liter Wasser gefüllten Topf. Der Duft des Suds war bis in Luisens Zimmer gezogen, weshalb sich nach Erledigung der Hausaufgaben bereits am späten Nachmittag spontaner Heißhunger bei ihr eingestellt hatte. Bis zum Abendessen konnte Luise nicht mehr warten. Gebäck gab es immer in der Küche, doch das musste Luise sich wahrscheinlich erst verdienen. Wer Mutters Allerheiligstes betrat, hatte sich nützlich zu machen. Sie musste eben Brennholz nachgelegt haben. Der Rauch von Verkohltem hing noch in der Luft und das Feuer im Backofen loderte so hoch über der Glut, dass Luise es durch das Guckloch an der vorderen Klapptür tänzeln sehen konnte. Mutter stand an der Anrichte vor einer großen Schüssel und putzte gelbe Rüben. Eine geöffnetes Honigglas und eine

Schüssel aus Ton standen griffbereit. Somit wusste Luise, dass es heute Hähnchenkeulen mit Zimmes, also mit Möhren und Honig, gab.

»Schau mal, ob das Fleisch schon durch ist«, wies sie Luise an.

Luise schnappte sich die Gabel neben dem Topf und stach in eine der Keulen.

»Butterweich. Hast du noch Kekse? Ich sterbe vor Hunger.«

»Du weißt doch, wo die Dose steht.«

Luise ließ sich das nicht zweimal sagen und holte sich zwei Kekse aus der Dose im Schrank neben dem Ofen. Den ersten schlang sie hinunter. Am zweiten knabberte sie noch genussvoll. Mutters Kekse mit Zimt waren die besten.

»Ist was mit Hannes? Lässt sich die ganze Zeit nicht blicken, und als er mir vorhin auf dem Weg zum Lokus entgegenging, hat er eine Miene gezogen wie zehn Tage Regenwetter. Der Junge hat durch mich hindurchgesehen. Ist er krank? Hat seine Mannschaft das Spiel verloren? Wieder eine Fünf in Mathematik? Hat er dir was erzählt? Mir sagt er ja nichts.«

Luise blieb der Keks fast im Halse stecken.

»Eine Sechs? Sag mir, dass das nicht wahr ist.«

Luise schüttelte den Kopf und würgte den Bissen erst einmal herunter.

Ihre Mutter hatte den Ernst der Lage wohl erfasst, denn sie legte den Schaber zur Seite und klaubte keine weitere Möhre mehr aus der Schüssel.

»Es war beim Fußball ... Die anderen haben sich über ihn lustig gemacht.«

»Über Hannes? Der spielt doch wie ein halber Profi. Hat er ein Eigentor geschossen? Na, das würde seine Leidensmiene ja erklären«, überlegte ihre Mutter laut.

»Nein. Er hat jemanden gefoult. Es gab einen Freistoß und Hannes hat den Ball dabei zwischen die Beine gekriegt. Und

dann kam es fast zu einer Prügelei. Du kennst Hannes ja. Er hat rotgesehen und ist auf einen der Spieler aus der anderen Klasse losgegangen.«

»Also das geht ja nun wirklich nicht. Er sollte besser lernen, sein Temperament zu zügeln. Hat er einen Rüffel bekommen?«

»Als Jud haben sie ihn beschimpft.«

Ihre Mutter schüttelte fassungslos den Kopf. Dann nahm sie Luise ins Visier. Sie schien ihr anzusehen, dass das noch nicht alles war.

»Er hat den Kerl verprügelt und dann Ärger bekommen?«, hakte sie nach.

Luise nickte. Eigentlich hatte sie sich vorgenommen, nichts von diesem Vorfall zu Hause zu erzählen.

»Jetzt sag schon.«

»Hannes hat gesagt, dass er ein Deutscher ist.«

»Ist er ja auch. Wir haben einen deutschen Pass. Um Gottes willen, was ist denn passiert?«

»Einer der Jungs ... er hat ihm an den Kopf geworfen, dass er kein Deutscher ist, weil er ihn beim Duschen gesehen hat ... Du weißt schon.«

Mutter stand anscheinend auf der Leitung.

»Es würde ihm was da untenrum fehlen.«

Der Groschen war gefallen. Mutter stieß einen spitzen Laut des Unmuts aus.

»Na, dem hätte ich was erzählt. Den hätte ich gefragt, ob er nichts Besseres zu tun hat, als andere Jungs anzuglotzen.«

»Er leidet sehr darunter. Das war vor allen Leuten. Jeder konnte es hören. Und die meisten haben gelacht.«

Mutter schien erst jetzt zu realisieren, wie schlimm das für Hannes gewesen sein musste.

»Der arme Junge ... So ist's in diesem Land. Traurig, wirklich traurig.« Sie hielt für einen Moment gedankenverloren inne, griff dann aber doch beherzt in die Schüssel, um sich der

nächsten Möhre anzunehmen. »Davon lassen wir uns nicht beirren. Nimm schon mal die Keulen raus und gieß den Sud durch das Sieb. Die Zwiebeln und den Knoblauch pürieren und dann auf den Keulen verteilen.«

Mutter hatte recht. Weitermachen! Im Kleinen wie im Großen. Luise tat wie geheißen und legte die Hähnchenkeulen in die Form aus Ton. Das gute Essen würde Hannes' Stimmung bestimmt aufhellen. Zumindest hoffte Luise es.

Mutters Hühnchen war wieder einmal vorzüglich und das Ritual, gemeinsam zu Abend zu essen, ebenfalls eines der Dinge, an denen Luise Halt fand. Es war wie immer. Das betraf allerdings auch Vaters übliche Fragen nach der Schule. Insbesondere nach den Zensuren.

»Eine Eins in Chemie«, versicherte Luise ihm auf Nachfrage.

»Ihr Lehrer hat Luises Arbeit als Musterlösung bezeichnet«, ergänzte Mutter noch. Sie hatte es ihr beim Kochen erzählen müssen und gehofft, dass sie es nicht im wahrsten Sinne des Wortes auf den Tisch bringen würde, weil Luise genau wusste, was Derartiges bei ihrem Vater bewirken würde.

»Meine Luise«, schwärmte er, während er mit Brot den letzten Soßenrest vom Teller auftunkte. Luise wartete schon auf den üblichen Vortrag, dass es für sie klüger sei, doch eines Tages die Apotheke zu übernehmen. Es kam überraschenderweise anders.

»Du solltest dir wirklich mal ein Beispiel an deiner Schwester nehmen«, fuhr er an Hannes gerichtet fort. Auch das war nicht neu, doch Hannes' Widerspruch blieb diesmal aus, was Luise dazu veranlasste, mit ihrer Mutter Blicke zu tauschen. Normalerweise würde Hannes einwenden, dass Zensuren nichts zu sagen hätten, außer, dass jemand Erlerntes in einer Klausur so wiedergeben konnte, wie es der Lehrplan vorsah. Nur diese Fähigkeit würde bewertet. Im Prinzip würde die Schule Menschen zu Wiederkäuern machen.

Damit könnte er sogar recht haben, sah man von Fächern wie Deutsch einmal ab, die nicht nur Wissen abfragten, sondern eigenständiges schöpferisches Denken erforderten. Auch sein oft gehörter Hinweis, dass es im Leben auf ganz andere Dinge ankäme, blieb heute aus. Er schwieg in sich hinein und nagte an der Hähnchenkeule, obwohl da kein Fleisch mehr dran war. Vater musste sich mangels Reaktion ihres Bruders ein anderes Opfer für seinen Sermon suchen. Luise wusste, wer jetzt dran war.

»Du wärst selbstständig. Kein anderer Beruf bietet einer jungen Frau so viele Möglichkeiten. Das Pharmaziestudium wäre ein Kinderspiel für dich.« Er gab seine Hoffnung, dass Luise es sich doch noch einmal anders überlegte, einfach nicht auf.

»Sie hat ja noch ein Jahr«, warf Mutter ein. Inseheim teilte sie wohl Vaters Hoffnung.

»Aber ihr wisst doch ...«

»Kunst. Die ist brotlos, Kind!«, hielt er ihr wie schon so oft vor.

»Onkel Elkan kann davon recht gut leben«, entgegnete Luise.

»Elkan. Der hält sich doch grad so über Wasser mit seinem kleinen Laden. Trödel und ein paar Gemälde. Das ist doch kein Leben.«

»Aber es macht ihm Spaß.«

»Als ob es im Leben um Spaß ginge«, echauffierte Vater sich.

»Dann nenne es ein erfülltes Leben.« Mutter sprang Luise zur Seite.

Sich nach so einem vorzüglichen Gericht mit Mutter anzulegen, wagte Vater nicht. Er gab einen beleidigten Brummlaut von sich und hielt ihr dann den Teller hin. Der übliche

Nachschlag, den Mutter ihm mit Wonne gab. Wer aß, hielt keine Moralpredigten.

»Und du, Hannes? Magst du nichts mehr?«, fragte sie dann. Hannes schüttelte den Kopf.

»Was ist los mit dir? Ziehst ein Gesicht und nagst wie ein ausgehungertes Hund an den Knochen.« Auch Vater wusste, dass Hannes sich normalerweise mindestens einen Nachschlag geben ließ.

Erneut tauschte Luise mit ihrer Mutter Blicke. Hannes starrte auf den Teller, was für ungutes Schweigen sorgte. Vater fixierte Hannes nun in einer Mischung aus Sorge und Verwunderung.

»Hannes. Nun sag schon, was dich bedrückt.« Mutters liebevolle Aufforderung, zu erzählen, was heute auf dem Fußballplatz vorgefallen war, verhallte ungehört.

»Sie haben ihn heut beim Fußball als Jud beschimpft«, sagte ihre Mutter dann.

Dass sie sich ein Herz gefasst hatte, lag sicher daran, dass sie unguete Situationen wie diese nicht ertrug und es keinen Grund dafür gab, innerhalb der Familie etwas totzuschweigen.

Hannes warf Luise prompt einen vorwurfsvollen Blick zu.

»Als Jud?«, entrüstete sich Vater.

»Bin doch einer.« In Hannes' Augen fuhr wieder Leben – und der Zorn.

»Wir sind Deutsche. Deutsche jüdischen Glaubens. Nichts anderes.«

Luise konnte es schon nicht mehr hören.

»Interessiert das jemanden?«, gab Hannes zurück.

»Und ob das jemanden interessiert. Ich hab im Krieg dem Vaterland gedient. Wir gehören zur Oberschicht und müssen uns nicht verstecken.«

»Auf unser Schaufenster haben sie auch ›Jude‹ geschmiert«, erinnerte Hannes ihn.

»Wegen all der Propaganda für den Pöbel. Und schuld daran sind die aus dem Osten. Die haben hier doch nichts zu suchen. Und die Orthodoxen mit ihren breitrempigen schwarzen Hüten, ihren Schläfenlocken und wallenden Bärten. Die glauben, was Besseres zu sein. Das provoziert. Außerdem lasst euch eines sagen: Hunde, die bellen, beißen nicht.«

Hannes schienen Vaters abgedroschene Worte tatsächlich zu besänftigen. In Mutter hingegen rumorte es heftiger als sonst, wenn es um die Juden Berlins ging.

»Du hast recht. Es sind Hunde. Und sie haben schon zugebissen. Auch bei uns«, sagte sie an Vater gerichtet, den dies aber nicht sonderlich aus der Ruhe zu bringen schien.

»Rausgeschmissen habensie uns aus der Standesgemeinschaft, gleich nachdem sie uns das Schaufenster vollgeschmiert haben. Der Arier-Paragraf in der Apothekersatzung. Du kannst doch davor nicht die Augen verschließen. Berufsverbot für jüdische Beamte, Richter, Professoren, Anwälte, Ärzte, bestenfalls Beurlaubungen. Wir kriegen das von der Kundschaft doch mit«, hielt sie ihm vor.

»Elisabeth. Was ist in dich gefahren?«, fragte Vater.

Luise hatte ihre Mutter auch noch nie so aufgebracht zu Tisch erlebt.

»Stimmt das?«, hakte Luise nach, denn darüber war im Familienkreis noch nicht gesprochen worden. Vom Ausschluss aus der Standesgemeinschaft der Apotheker hörte Luise heute zum ersten Mal.

»Das Gesetz zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums vom April dreiunddreißig. Damit fing es doch an«, präziserte Mutter sichtlich agitiert.

»Unsere Apotheke ist davon nicht betroffen. Stell dir mal vor, die würden alle jüdischen Apotheken dichtmachen. Dann wäre ein Viertel der Berliner Apotheken zu. Menschen mit

Kompetenz und guter Ausbildung werden immer gebraucht, ob sie Juden sind oder nicht.«

»Es stimmt, was Vater sagt. Von nichts kommt nichts«, stellte Hannes zu Luises Überraschung fest. Auch Mutter sah ihn erstaunt an.

»Ist doch so. Fünf Minuten am Prenzlauer Berg und du weißt alles. Die grenzen sich doch selbst aus, und dann die Kapitalisten. Hat doch seinen Grund, wenn die Leute sagen, dass der Jud das Geld hat.« Erneut flackerte Zorn in Hannes' Augen auf.

»Bisher konnte hier jeder leben, so wie er will. Gerade in Berlin. Und Geld haben nicht nur die Juden, oder etwa nicht?«, wandte Mutter ein.

Wenn Vater seinen Nachschlag nicht anrührte, sprach das Bände. Mutters vehemente Gegenrede war im Kreise der Familie neu. Das irritierte nicht nur ihn.

»Jetzt iss noch was, Hannes. Dann geht es dir gleich besser. Das Hühnchen kann doch nichts dafür«, sagte Mutter.

»Du hast recht. Es konnte tatsächlich nichts dafür, dass man ihm bei lebendigem Leibe die Kehle aufgeschlitzt hat und dann elendig verbluten ließ. Was sollen denn die Leute von unseren Brauchtümern denken?«, gab Hannes zurück.

Mutters Friedensangebot war gescheitert.

»Junge. Was redest du da?«

»Also, ich würde auch Hühnchen vom deutschen Metzger essen«, wagte Luise zu sagen.

»Wo ist da der Unterschied? Geschlachtet wird das Federvieh doch so oder so. Oder meint ihr, hierzulande gibt man den Hühnern ein Schlafmittel, bevor man sie schlachtet?«, stellte Vater fest.

»Es ist unser Brauchtum. Dabei bleibt es«, stellte Mutter resolut fest.

»Und was machen wir, wenn es immer schlimmer wird und uns alle nur noch für den letzten Dreck halten?«, fragte Hannes in die Runde.

»Dann müssen wir halt gehen, wie andere auch.«

Nun lasteten gleich drei erstaunte Augenpaare auf Luises Mutter. Solche Töne hatte sie bisher noch nie von sich gegeben.

Vaters Hand fuhr lautstark auf die Tischplatte. »Jetzt hör aber auf mit diesem Unsinn. Uns passiert nichts. Berlin ist unsere Heimat. Wo willst du denn hin? Etwa nach Palästina? Die Kinder sprechen noch nicht mal Jiddisch und unter dem britischen Mandat lassen sie eh nur kleine Kontingente einreisen. Auf einen jüdischen Staat kannst du noch lange warten. Und wer will schon in so einem Staat leben? In Armut? Im Elend? Wie haben hier doch alles, was wir brauchen.«

»Rubinstein ist nach Amerika gegangen«, sagte Mutter.

»Rubinstein ... Der hat ja dort auch Verwandte. Ich will jetzt nichts mehr davon hören!«

Nun hielt Hannes seiner Mutter doch seinen leeren Teller hin. Luise sah darin eine versöhnliche Geste.

»Und du solltest jetzt auch weiteressen. Sonst wird es noch kalt«, wies Mutter Luises Vater an.

Er schmollte, doch leistete ihrer Aufforderung dann Folge. Dass seine Hände vor Aufregung leicht zitterten, entging Luise nicht.